



---

## Predigten – von Hauptpastor Alexander Röder

---

**Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres**

**17. November 2019**

**Hiob 14, 1-17**

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Liebe Gemeinde,

der Fromme sei „wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht. Und was er macht, das gerät wohl.“

So steht es in der Bibel, im 1. Psalm, und Hiob wird diese Worte gekannt haben. Sie müssen wie Hohn geklungen haben in seinen Ohren.

Das Elend, das ihn getroffen hat, führt ihm seine Vergänglichkeit vor Augen. Er ist abgeschnitten von den Wasserbächen. Er hat keine Wurzeln, die dem Baum immer neue Kraft zufließen lassen könnten, damit die Blätter nicht welken, sondern grün bleiben und fest und Blüten erblühen und Früchte reifen. Er ist viel weniger als ein Baum, der mit der Axt abgeschlagen wurde. Denn der Baum kann hoffen, dass in seinem Stumpf noch Leben ist, das wieder keimen kann. So ist sein Leben wenigstens nicht vergeblich gewesen, auch wenn er nie mehr mit seinen Wurzeln verbunden sein wird.

Doch der Mensch? Wenn er stirbt, ist er dahin, sagt Hiob, weiß Hiob.

Abgründiger und düsterer kann ein Mensch kaum denken und fühlen, doch Hiobs Denken kreist nur noch um die Vergeblichkeit der Existenz.

Hiob versteht nicht, warum er mitten im Leben tot ist. Er hat nichts getan, das verdiente, was ihm widerfahren ist. Und trotzdem ist es ihm widerfahren und er muss und soll damit leben.

Seine hilflosen Freunde weisen ihn immer wieder nur auf sich selbst. Er soll in seinem Leben nach Sünden suchen, dann hätte er die Antwort auf sein Leiden, ist das einzige, was sie ihm raten. Das tröstet nicht, und Hiob gibt sich damit auch nicht zufrieden. Er will nicht nur nicht fragen, was er denn getan habe, dass Gott ihn so leiden lasse, er begehrt zugleich gegen die Vorstellung auf, dass Gott so ist, wie ihm seine Freunde Gott verkaufen wollen: Ein strafendes oder vielleicht auch achtloses Wesen, das einen Menschen einfach seinem Schicksal überlässt oder ihn sogar willentlich da hineinstößt.

Hiob bleibt dabei: Er hat nichts getan, was dieses Leiden rechtfertigen könnte. Darum fordert er Gott heraus und bleibt dabei doch Realist, erkennt und beachtet den unüberwindlichen Abstand zwischen ihm und Gott. Es ist der Abstand zwischen Endlichkeit und Ewigkeit. Hiob weiß, er wird sterben. Gott nicht.

Für viele Menschen heute ist es eine gewaltige Hürde, über die eigene Sterblichkeit zu sprechen. Warum sollte ich mitten im Leben über den Tod reden, wenn es um meinen eigenen geht? Warum mir den Tag versauern mit Gedanken über meine Endlichkeit? Es läuft doch, und wenn es nicht mehr so gut läuft, ist immer noch Zeit, darüber nachzudenken.

Würde ich anders leben, wenn ich wüsste, dass Gott nächsten Monat mein Leben von mir forderte? Wie würde ich leben? Alles auskosten, was noch geht? Aber vielleicht ist mir gerade nicht danach, wenn ich tatsächlich um den Tag meines Todes wüsste.

Hiob ist für mich in dieser Frage ein Vorbild. Er ist fromm und tief im Glauben verwurzelt, dass Gott Herr über unser Leben ist, und damit Herr auch über unsern Tod. Ihm ist das ein Trost.

Obwohl er jetzt hadert, weil er sich noch am Leben bereits tot fühlt, glaubt er doch, dass Gott über seinem Leben steht und über sein Leben wacht und ihn einst fordern und fragen wird im Gericht, was er in seinem Leben getan oder gelassen hat. Er weiß, dass er in seinem Leben auch immer wieder schuldig wurde. Er findet sich nicht „einfach gut“ und setzt dabei das Maß des Gut- oder Schlechtseins nach eigenem Gutdünken. Aber keine Schuld, das hält Hiob Gott vor, rechtfertigt dieses Leiden.

Ist es anmaßend, so mit Gott zu reden?

Es geht jedenfalls über das eigene Wort Hiobs „Der Herr hat’s gegeben, der Herr hat’s genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ hinaus, was hier geschieht. Hiob gibt sich nicht zufrieden und ist stille. Er will eine Antwort auf die Frage, warum er mitten im Leben tot ist. Er beklagt die große Diskrepanz zwischen der Strafe Gottes, als die er seinen Zustand empfindet, und seiner Bedeutung und Würde als anfälliger Mensch. Er sei kein Meer und kein Ungeheuer, sondern nur ein Menschlein, sagt Hiob zu Gott an anderer Stelle.

Darum bittet er Gott – und das ist kühn – von ihm wegzusehen und nicht mehr an ihn zu denken. Hiob möchte, dass Gott ihn in Ruhe lässt. Er erträgt diesen Zustand mit Gott nicht, weil sein Leiden und sein Bild von Gott nicht zusammenfinden. Es ist also nicht Gottes Abwesenheit, die Hiob beklagt, keine Frage: „Warum siehst du nicht auf mich, Gott? Warum bist du mir so ferne?“, es ist ihm vielmehr in dieser Situation zu viel Gott, zu viel seiner Heiligkeit, zu

viel seiner Macht, zu viel seiner Richterwürde und zu viel auch seines Zorns, den Hiob nicht versteht. Hiob hält Gott nicht mehr aus in seiner Lage.

Das ist ein höchst ungewöhnlicher Gedanke, dass Hiob Gott bittet, ihn für eine Zeit aus dem Blick zu nehmen. Das heißt nicht, ihn zu vergessen, sondern ihn dem Tod mitten im Leben zu entreißen und ihm im wirklichen Tod eine Auszeit zu gewähren, so dass Gott Zeit hat, wieder anders auf Hiob zu blicken als jetzt und ihn wenigstens im Tod oder vielleicht auch in einem neuen Leben als den Menschen zu würdigen, der er wirklich war und ist: Schon ein Sünder, aber eben keiner, der so etwas verdient, was er jetzt durchmachen muss.

Im Tiefsten liegt in Hiobs Bitte an Gott, ihn in Ruhe zu lassen, um beiden eine Zeit zur Erleichterung und Neufindung ihrer Beziehung zu gewähren, ein großes Potential an Hoffnung. Hiob glaubt noch immer, dass Gott gerecht ist und auch ihm gegenüber zur Gerechtigkeit zurückfinden kann. „Verwahre und verbirg mich im Totenreich vor dir, Gott, dann kann ich Ruhe finden und du hast die Möglichkeit, deine Haltung mir gegenüber neu zu finden, wenn du mich eine Zeitlang nicht siehst.“

Man möchte mitten in der Tragik und Verzweiflung, in der Hiob gefangen ist, über diese Bitte schmunzeln. Aber Hiob meint sie ernst, weil er glaubt, dass Gott in Wirklichkeit ein gnädiger und ein liebender Gott ist, und das jetzt einfach nicht erinnert. Es muss etwas mit ihm, mit Hiob, zu tun haben, aber Hiob glaubt, dass Gott anders sein kann, anders sein will und anders sein wird. Darum redet er aus seiner Situation heraus geradezu seelsorgerlich mit Gott.

Er weiß um seine Abhängigkeit von Gott. Er weiß, dass er der viel schwächere Bundespartner ist. Aber Hiob hält fest am Bund, den Gott mit ihm geschlossen hat. Und darum traut er sich, mit dem Stärkeren zu reden und ihn in seiner

Stärke zu fordern, sich zu beruhigen und erst dann wieder an seinen schwachen Bundespartner zu denken. Hiob hält Gott, wie er ihn jetzt erfährt, nicht für den Gott, der Gott wirklich ist für ihn.

Hiob wünscht sich nicht nur eine radikale Veränderung seiner Lage – und sei es durch den Tod als Erlöser -, sondern er wünscht sich Gott als den Erlöser, der dann selbst im Totenreich wieder sein Herr sei und er sein Knecht, das heißt auch dort nicht abgeschnitten von Gott, nicht fern von ihm, sondern versöhnt und geliebt von diesem Gott, der vergibt und die Übertretungen Hiobs „in ein Bündlein versiegeln“ wird. Was für ein schönes Bild des Vertrauens und der Hoffnung, dass Gott nicht auf ewig verwirft und straft, sondern die Wahrheit sich durchsetzen wird, die allein er erkennen und beurteilen kann und darum ein gerechter Richter ist.

Jetzt kann Hiob das nicht erkennen, aber er fordert Gott auf kluge Weise heraus, es ihn wieder glauben zu lassen, vor allem aber, es ihn erfahren zu lassen, wie er selbst es sagt: „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt...Ich selbst werde ihn sehen, meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder.“

In solcher Hoffnung hat auch Jesus Christus als Sohn Gottes und nicht als ein bloßer Mensch wie Hiob sein Leben hingegeben und hat dabei auf Gott vertraut und gehofft, dass Gott ihn nicht verlässt im Leiden und im Tod, sondern voll Liebe und Gnade auf ihn sieht und ihn dem Tod entreißt zu einem neuen Leben. Hiob spricht davon noch im Konjunktiv mit Gott: „Du würdest rufen und ich dir antworten: es würde dich verlangen nach dem Werk deiner Hände.“

An Jesus hat Gott es wahrgemacht ein- für alle Mal. Er hat ihn aus dem Tod gerufen, damit wir nicht im Tode bleiben müssen. Das ist Gottes wahres Gericht. Schon Hiob hat von ferne darauf vertraut.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.